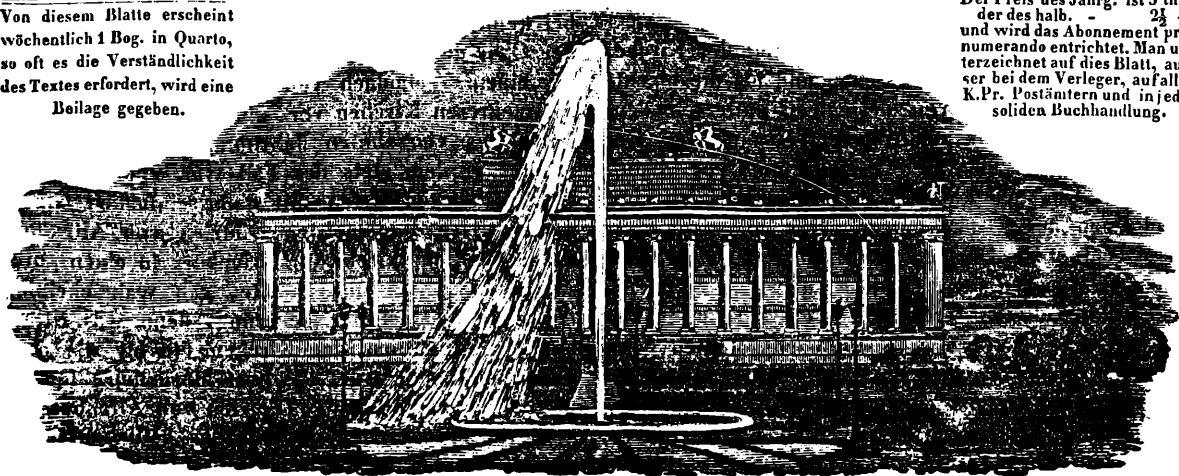


Von diesem Blatte erscheint wöchentlich 1 Bog. in Quarto, so oft es die Verständlichkeit des Textes erfordert, wird eine Beilage gegeben.

Der Preis des Jahrg. ist 5 thlr. der des halb. - 2½ - und wird das Abonnement pränumerando entrichtet. Man unterzeichnet auf dies Blatt, ausser bei dem Verleger, auf fallen K.Pr. Postämtern und in jeder soliden Buchhandlung.



MUSEUM,

Blätter für bildende Kunst.

Berlin, den 29. Juni.

Redacteur Dr. F. Kugler.



Verleger George Gropius.

Ueber die Kunst des deutschen Ordens in Preussen, vornämlich über den ältesten Kirchenbau im Samlande. *)

Erwin von Steinbach fing 1277 den Strassburger Münsterthurm zu bauen an und 1322 ward der Chor des Cölner Doms durch Aufführung einer Nothmauer gegen Westen geschlossen und als Kirche eingeweiht. Jener Thurm und dieser Chor sind die vollendetsten Werke der gothischen Baukunst. Die ersten Kir-

chen Samlands können nicht früher als 1254 errichtet seyn, denn in diesem Jahre wurde dasselbe durch Ottokar dem Christenthum gewonnen. Wenn wir die Kirche in Juditten bei Königsberg, die aus dem 13. Jahrhundert, und unsern Dom, der aus dem 14. Jahrhundert herrührt, mit den erstgenannten Gebäuden vergleichen, so sollten wir glauben, dass sie einer Zeit angehören, in der die gothische Baukunst noch nicht ihre Ausbildung erreicht hatte. Eine genauere Erörterung wird indess lehren, dass die deutsche Ordensbaukunst, in selbstständiger Entwicklung aus den Elementen der gothischen hervorgegangen, wenigstens eben so viel abweichendes als gemeinsames zeige. Die gothischen Kirchen unterscheiden sich von den preussischen Ordenskirchen, um geringeres unerwähnt zu lassen, durch die vieleckige und erhabene Anlage des Chors, durch die Kreuzgestalt des Grundplans, durch die ge-

*) Dieser Aufsatz, welcher sich den in den früheren Blättern enthaltenen Mittheilungen aus Büsching's Nachlasse vortheilhaft anschliesst, ist aus der Beschreibung der Domkirche zu Königsberg von Dr. E. A. Hagen entlehnt. (Vorräthig bei George Gropius.)

schickte Anwendung der Strebepfeiler und durch das Spitzbogengewölbe.

1. Der Chor, der östlichste Theil der Kirche, ward als der heiligste angesehen und als die eigentliche Priesterkirche von derjenigen unterschieden, in der sich das Volk zur Andacht versammelte. Gewöhnlich steigt man viele Stufen zum Chor hinauf, und, im Umfange kleiner, ragt er meist hoch über dem Dach der Kirche empor. Die hohen Verhältnisse bedingt der Umstand, dass sich unter ihm nicht allein Gräfte befinden, sondern auch eine unterirdische, von Kellerfenstern, erleuchtete Kirche, in der die Seelenmessen für die Verstorbenen gehalten wurden. Murphy sagt, dass die Kirchen nichts anderes als Aegyptens Pyramiden darstellen, nämlich Gräber. Wenn diese Aeußerung sich weit über die Grenzen der Wahrheit versteigt, so ist es durchaus glaubwürdig, dass sich an den Chor der Münster die Erinnerung an jene Zeiten knüpfte, da in Rom die ersten Gethhäuser der Christen unterirdische Totenkammern waren*). Die Altarnische der Constantinischen Basiliken gegen Osten erhielt sich lange in runder Gestalt, bis man in gothischen Münster, mit entschiedener Abneigung gegen runde Gewölbe, dem Chor einen viereckigen Schluss gab, gewöhnlich in der Form eines halben Achtecks. — Eine Absonderung des Chors finden wir in den Kirchen Samlands beinahe ohne Ausnahme, in kleineren wird sie wenigstens durch einen breiten Gurtbogen bewirkt. Eine unterirdische Kirche ist nirgend und daher hat der Fussboden in der Kirche gleiche Höhe. Selten ist der östliche Theil um ein Paar Stufen höher gelegen, Das Handwerker-Wahrzeichen eines der Münster**).

*) *Murphy, Plans of the church of Batalha. London 1795. S. 15.*

Ein Kupfer in Agincourt, *Histoire de l'art. Paris 1823. IV. Pl. 12* mit der Unterschrift: Le tombeau d'un saint homme est son premier autel, stellt die Begräbnissgrotte des h. Hermes, eines Märtyrers aus Hadrians Zeit, dar, dessen Steinsarkophag als Altar benutzt worden ist. Röstell, Roms Katakomben in: Platner, Bunsen, Gerhard und Röstell, Beschreibung der Stadt Rom. Stuttg. u. Tüb. 1830. I. S. 366. 378. Nach Röstell S. 379, waren die unterirdischen Kapellen schon vor Constantins Zeit nicht Kirchen im Allgemeinen, sondern Gruftkirchen insbesondere.

** In Breisach.

dass der Altar höher sei als die Kirche selbst, findet bei keiner preussischen Kirche Anwendung, in denen der Chor gewöhnlich niedriger ist. Der fünfseitige, mit einem Walmdach versehene Chorschluss kömmt bei mehreren Kirchen vor, aber wohl nicht vor der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. Gewöhnlich, wie es vordem stets der Fall war, endigt sich das Gebäude gegen Osten mit einer einfachen Giebelmauer. Der Hochmeister Dietrich von Altenburg, da er die Hauptkirche in Marienburg in einen gothischen Bau 1335 umwandelte, gab wahrscheinlich das erste Beispiel der Neuerung, denn was Strassburg, rücksichtlich der Kirchenbaue für die oberdeutschen Lande war, das war Marienburg für das preussische Ordensland. Dietrich von Altenburg erweiterte die Kirche, die mit der östlichen Mauer des Hochschlosses, von dem sie einen Theil bildet, sonst abschloss, durch einen fünfseitigen Chorschluss bis zum Burggraben, gab ihr ein neues höheres Gewölbe und legte unter ihr eine unterirdische Kirche und eine Hochmeister-Gruft an*).

Die Kirche in Juditten bei Königsberg, die innerhalb des Zeitraums von 1288 bis 1298 entstand und sich durch ihre Bauart als die älteste in Samland verräth, zeigt freilich auch einen fünfseitigen Chorschluss, allein derselbe ist von späterer Zeit, wie diess ein Ueberrest der abgebrochenen Giebelmauer deutlich zeigt und noch mehr das verschiedene Gewölbe. Wie in Marienburg eine kolossale Marienstatue in der Nische, von der Morgensonne beleuchtet, den Wandrer schon von ferne lehrt, wem die Hauptkirche in Marienburg geheiligt sei, so zeigte sich wahrscheinlich an der bis zum Wege verlängerten Juditten-Kirche in einer Blende ein Bild der h. Jutta**). Wäre ein vieleckiger Chor damals Sitte gewesen, als das Mittelschloss in Marienburg zwii-

*) Voigt, Geschichte Marienburgs, Königsberg 1824. S. 123. Gegen den Ausspruch von Stieglitz. Von Altdeutscher Baukunst, Lpz. 1820. S. 59., dass vom 13. Jahrhundert ab, keine unterirdischen Kirchen angelegt sein, möchten sich wohl noch viele Einwendungen machen lassen †).

** Aus folgender Stelle des Tresslerbuchs (Ausgabe-buchs des hochmeisterlichen Schatzmeisters) vom

†) Gleichwohl müssen wir zugestehen, dass die Anlage von Krypten im gothischen Bau immer nur als eine Ausnahme zu betrachten ist.

scheu 1306 — 1309 errichtet wurde, so hätte ohne Zweifel die hochmeisterliche Kapelle darin ein anderes Ansehen erhalten, in der durch ein verschiedenes Gewölbe die beiden Theile, der Chor ist hier ausnahmsweise der grössere, abge sondert sind. Die Kapelle ragt gegen Osten mitten im Hofraum über einer Halle (der Thorbude oder der Thorwächterstube) hervor, und der Baumeister würde daher nichts unschickliches begangen haben, wenn er hier einen fünfseitigen Vorsprung angeordnet hätte. Im Schlosse in Lochstädt, neben dem Städtchen Fischhausen, wo die Kapelle die nordöstliche Ecke eines Flügels einnimmt, könnte ein solcher Vorbau nicht stattfinden. Der Hochmeister Friedrich von Sachsen, von dem der bilderreiche Altaraufsatz herrührt (ursprünglich für die Adalbertskapelle daselbst bestimmt) und von dem hier Bane unternommen wurden*), gab der Kapelle wahrscheinlich die gothischen Formen. Ungenügend der viereckigen Gestalt des Chors, nimmt man einen künstlichen Gewölbschluss wahr, wie ihn die gothischen Chorenden zeigen**). Ein alter Plan von Königsberg von 1613 lehrt, dass eben so wenig, als die abgebrannte Löbenichtsche Kirche, die Polnische oder Nicolaus-Kirche einen fünfseitigen Chor hatte***).

Jahr 1399 bis 1408 im K. Geh. Archiv, könnte man vielleicht schliessen, dass 1402 schon der Chor gebaut war: „2 Se off die Tafel bei dem Wege als man ritt von Judynkirchen gen Königsberg.“

*) Faber, Preussisches Archiv. Erste Sammlung, Königsb. 1809. S. 63. In der Aufführung des ungefähren jährlichen Einkommens des genannten Hochmeisters, der von 1498 bis 1507 regierte, heisst es: „Lochstätt giebt nichts, verbaut alles.“ Da Orte, wie Balga und Schaken, 500 Mark an Steuern erlegten, da der Börnstein einen Gewinn von 4400 Mark brachte, so wird die Abgabe Lochstädt's wahrscheinlich bedeutend gewesen sein. Von der Wichtigkeit des Börnsteins an diesem Orte zeugt die, Abtheilung I. S. 35., abgedruckte Urkunde.

**) Merkwürdiger Weise sieht man in der Kirche in Arnau bei Königsberg einen solchen Gewölbschluss vor dem Chor am Scheidbogen (oder Triumphbogen), dem Bogen, der die Kirche vom Chore trennt. Die architektonische Ungereimtheit wird durch die Festigkeit des Mauerwerks gerechtfertigt.

***) Der genannte, an 4. F. lange, mit in Vogelperspective gezeichneten Häusern, merkwürdige Plan von Kö-

In den alten Ordenskirchen war der Chor demnach ein einfach schmuckloser Theil der Kirche, während er in den gothischen Münstern von überreicher Pracht den Inbegriff der Heiligkeit darstellen und nach ihm sich alle Bauglieder richten sollten. Daher wurden die Regelu der gothischen Baukunst von den Steinmetzen des Chores Maass und Gerechtigkeit benannt*).

2. Die Kreuzgestalt des Grundplanes vermissen wir bei wenigen gothischen Kirchen. Costenoble's Werk voll unhaltbarer Hypothesen giebt die Erklärung, dass die für nöthig befundenen Seiteneingänge, die man mit Vorhallen versah, die Kreuzgestalt entstehen liessen**). Die Annahme, wie sie sich auch durch Wahrscheinlichkeit empfehlen mag, hat dennoch keinen rechten Grund. Mehrere Münstere, wie der Dom von Meissen, zeugen dage-

nigsberg befindet sich im Besitz des K. Geheimen Regierungsraths Müller. Er hat die Ueberschrift: Eigentlicher Abriss und Contrafactur der Weit Berumten Churfürstlichen Sehe Stadt Königsberg in Preussen wie dieselbe Anno 1613 mit allen Vorstedten erbauwet gewesen. Joc. (Jochim?) Bering inven. et exc. Der Verfertiger scheint mehr Maler, als Kupferstecher gewesen zu sein. In einem breiten Rande unten sind Frauen der Stadt abgebildet von verschiedenem Beruf und von verschiedenem Stande. Männer in gleicher Art befanden sich wahrscheinlich in einem oberen jetzt fehlenden Rande. Eine Abbildung vom Schloss und der nächsten Umgegend, als ein Theil des Planes, ist in einem verfehlten Steindruck Fol. erschienen. Zeiller, Topographia Prussiae et Pomerelliae, verlegt durch M. Merians Erben 1652. Fol. S. 31. enthält eine verkleinerte, erweiterte und theilweis veränderte Copie des grossen Planes. Auch hier endigt die Nicolaus-Kirche mit der geraden Ostmauer. Der später angebaute Vorsprung des Chors, an den sich das Gewölbe im Innern ungeschickt anfügt, ist mit Eisenstäben befestigt.

*) Stieglitz, Von Altd. Bauk. S. 241.

**) Costenoble, Ueber altdeutsche Architektur. Halle 1812. S. 19. Nach S. Boisserée, Denkmale der Baukunst am Niederrhein, München 1833. S. 5. entwickelte sich die Kreuzgestalt „aus dem Bedürfniss, den Raum in der Nähe des Altars zu vergrössern.“ Beschreibung der Stadt Rom I. S. 423: „Die erste Nachweisung des Kreuzbaues in den Constantinopolitanischen Kirchen findet sich unter Justin II. (g. 570).“

gen, in deren Kreuzvorlagen sich keine Thüren befinden. Alle Symbolik abzuweisen, ist ebenso wenig rätlich, als Alles, wozu kein Aufwand von Scharfsinn erforderlich ist, auf symbolische Weise erklären zu wollen. Wenn wir die Kirchen Danzigs ausnehmen, die mehreres eigenthümliches zeigen*), so finden wir die Kreuzgestalt sonst nirgend in Preussen. Ein alter Seiteneingang mit gemauerter Vorhalle kömmt verhältnissmässig selten vor. In den gothischen Kirchen nehmen wir über der Stelle, in der sich die Kreuzarme durchschneiden, einen Thurm wahr, oder wir erkennen in der Anlage die Absicht, einen Thurm aufzuführen. Bei den Ordenskirchen fehlt mit der Kreuzgestalt des Grundplans auch der Thurm und auf dem Kirchendach ragt bisweilen nur das Thürmchen zur Meltenglocke empor.

3. Die geschickte Anwendung der Strebepeiler machte es möglich, jeden Theil des Münsters als Thurm empor steigen zu lassen. Gewöhnlich erhebt sich das Mittelschiff über die Nebenschiffe und der Seitendruck seines Gewölbes wird durch Strebebogen zu den äusserlichen Strebepeilern hingeleitet. In der Kunst, den Druck der Masse auf einzelne Punkte wirken zu lassen, die werkverständig gesichert und unterstützt wurden, besteht das Wunderbare der Münster. Bei den Ordensbauten erkennen wir ein solches Streben nicht, und daher suchen wir bei den Kirchen in Preussen vergeblich die kühnen hochragenden Verhältnisse. Die Thürme sind insgemein niedrig und die Schiffe der Kirche stehen gewöhnlich unter Einem Dache**). Wenigstens zeigt nie das Mittelschiff als ein höherer Bau Fensterreihen. Oft vermischen wir Strebepeiler und nie kommen Strebebogen vor, die schon vor Karls des Grossen Zeit in Deutschland angewandt wurden***). Da man in Preussen zur Ausführung der

Mauern im Anfange die Feldsteine benutzte, so brauchte man nicht das Material zu sparen, und die Schwierigkeit, vortretende Ecken darzustellen, so wie die Meinung, durch die Dicke der Mauern den Druck der Gewölbe unschädlich zu machen, war Grund, die Anordnung der Strebepeiler zu verabsäumen. Die Strebepeiler an Feldstein-Mauern verrathen sich meist als spätere Anfügungen. Da man in Preussen schneller in grösserer Einheit und Regelmässigkeit baute, als in Deutschland, da man es nur selten über sich gewinnen konnte, die Gebäude anders als mit rechtwinklichen Ecken anzulegen, so gab sich die Nothwendigkeit eines künstlerischen Gegenhalts nur selten zu erkennen. Wenn wir in Marienburg die Hauptkirche, die, wie gesagt, ein gothisches Bauwerk ist, ausnehmen, so finden wir Strebepeiler nur am Mittelschloss, und auch hier haben sie keine Aehnlichkeit mit denen der deutschen Münster. An der Vorlage, in denen sich der Hochmeisterremter befindet, steigen sie zwischen den Fenstern von unten bis zum Zinnenkranz empor, dessen Untermuerung sie tragen. Bekanntlich gehören diese, mit bewundernswürdiger Kühnheit mitten abgebrochen, und durch untergesetzte Pfeilerchen wieder mit einander verbunden, zu den charakteristischen Schönheiten des Schlosses, da sie einzig in ihrer Art sind. Die Strebepeiler, die an anderen Ordenshäusern sich befinden, sind einfach und kunstlos. Im fünfzehnten Jahrhundert vertraten bisweilen Anbaue von Vorhallen und Tresskammern, welche letzteren in früherer Zeit weder in gothischen *)

gegeben in Kugler's Museum 1833, No. 39. Sollten die Gebäude des Niederrheins nicht neben einer „eigenthümlich abgeschlossenen Bauweise“ auch eine selten frühe Entwicklung der Baukunst, die hier stattgefunden, darthun? Es ist zu viel und zu viel verschiedenartiges, als dass alles binnen drei Jahrhunderten entstanden sein könnte. †)

*) So hat die Pfarrkirche mit der Sophienkirche in Constantinopel, nach der sie gebaut sein soll (?), das Quadrat des Grundplans gemein, so befinden sich bei den meisten Kirchen daselbst die Thüren unmittelbar unter den Spitzbogenfenstern, die also nichts anderes als eine bis zum Boden verlängerte Fensteröffnung sind.

***) Bei der Domkirche in Kulm sind die Nebenschiffe von aneinander stossenden Giebeldächern überdeckt.

****) Neuerlichst ist freilich die Kirche der Plectudris in Cöln für ein Werk des 11. oder 12. Jahrhunderts aus-

*) Wenn es auch in Boisserée, Geschichte und Beschreibung des Doms von Köln, Stuttgart, 1823. S. 29 heisst! „Die ganze Sacristei ist in dem-

†) Ausgegeben hat der Verf. des angeführten Aufsatzes die sog. Kirche der Plectudris nicht für ein späteres Werk, sondern er hat seine Gründe gegen Boisserées ganz willkürliche Annahme (welcher Hr. Prof. Hagen folgt) beigebracht. Uebrigens handelt es sich auch nicht um drei Jahrhunderte, sondern um vier und ein halbes. d. R.

noch in Ordenskirchen angelegt wurden, die Stelle der Strebepfeiler, so an der Nordseite der Kirche in Quedenau bei Königsberg.

4. Die Spitzbogengewölbe, die in Ordenshäusern oft gar nicht, oft theilweis vorkommen, während sie in gothischen Gebäuden mit ängstlicher Strenge in allen Theilen ausgeführt sind, bilden den Hauptunterschied. Büsching, da er nach Marienburg kam, um dasselbe als ein Musterbild der gothischen Baukunst zu preisen, gerieth nicht in geringe Verlegenheit, als er im Hochmeisterschloss, nicht allein in den untern Räumen, sondern in den hochmeisterlichen Zimmern selbst Tonnengewölbe fand und zwar in einem Gemach (dem mit dem Mauerschrank), das bei seiner unverhältnismässigen Länge sich gerade für ein Spitzbogengewölbe eignete. Büsching, um mit einem Mal der Mühe überhoben zu sein, an dem auffallend Abweichenden wiederholt Anstoss zu nehmen, that den Ausspruch: „es zeige die Kunst des Mittelalters (d. i. die gothische Baukunst) bei feststehenden Grundzügen die höchste Freiheit in dem Gebrauch älterer Formen und Weisen“*). Costenoble fand unter dem Conventsremter in einem spitzbogigen Kellergewölbe, in dem kein Theil senkrecht ist, in freudiger Ueberraschung seine luftige Theorie von den gothischen Gebäuden bestätigt, dass das ganze Innere nichts als Gewölbe sei, welches sich in einzelnen Punkten, den Pfeilern nämlich, zur Erde herabneige**). Namentlich aber in der Verschmelzung der Pfeiler mit dem Gewölbe, die in vielen Münstern so bewundernswürdig gelungen ist, unterscheiden sich diese von Ordenshäusern, bei denen sich Mauer und Gewölbe in der Regel streng absondert. Pfeiler, die aus lauter übermässig hohen und sehr dünnen Säulen***) zu bestehen scheinen,

selben Styl, wie die Domkirche, eben so einfach als reich gebaut“, so darf doch dieser, im Aeusseren alle Regelmässigkeit aufhebende Bau, nicht als ein Werk dessen angesehen werden, der den Plan des trefflichsten Münsters vorzeichnete.

*) Büsching. Das Schloss der deutschen Ritter zu Marienburg. Berlin 1823. S. 42.

**) Costenoble, S. 31. will die Gewölbepfeiler als Gurtfortsetzungen betrachtet wissen.

***) Nur eine entfernte Aehnlichkeit mit solchen Pfeilern hat der Pfeiler in des Meisters kleinem Remter. Büsching S. 65.

deren runde Schäfte man in den Gewölbrippen verlängert zu sehen glaubt, sind in keinem Ordensgebäude anzutreffen. Hier ist meist jeder Pfeiler ein achtseitiges Prisma. In Schlössern zeigen die schönen Granitpfeiler (bisweilen runde Säulen) gefälligeren Formen, die in gothischen Gebäuden vergeblich gesucht werden mögen. Die Spitzbogengewölbe, bei denen auch manches eigenthümliches zu bemerken ist, sind in Marienburg im Verhältniss zu den rund- und flachbogigen Gewölben, welche letzteren nirgend in Deutschland gefunden werden, selten. Etwas gewöhnliches sind in den Ordensbauten viereckige Fenster und flachbogige Thürsturze. Die in Münstern sorgsam vermiedene Form des Quadrats stösst uns hier überall auf. Das gleichseitige Dreieck dagegen, die Grundform der gothischen Kunst, zeigt sich beinahe gar nicht oder doch nirgend bedeutsam. Man wird einwenden, dass der Baumeister eines Schlosses nicht die Grundsätze, auf denen der Kirchenbau beruht, geltend machen könne. Allein die Ordenskirchen sind es eben, die sich am auffallendsten vom gothischen Styl unterscheiden. Die Fenster sind häufiger rund- als spitzbödig. Wir sehen nichts anderes als die Gewölbe der byzantinischen oder vorgothischen*) Kirchen in Deutschland in einer anmuthigen Veredlung. Die Massen sind leichter geworden und machen daher den Eindruck der gothischen Gewölbe, gleichsam als wenn sie die Vermittler gewesen wären zwischen den niederdrückenden Rundgewölben und den emporschwebenden Spitzgewölben. Die wahrscheinlich älteste Kirche in Samland ist die bereits genannte Kirche in Juditten, ursprünglich ohne Thurm und ohne Choryorsprung mit spitzbogigen Fenstern, die allein gegen Süden gerichtet sind. Sie hat ein Gewölbe, welches Büschings Meinung wiederlegt, dass „die nach einem Halbkreisbogen entworfenen Gewölbe keine Rippen verdrängen“**). Durch spitze Ausschnitte (Ohren), die bis zur Scheitelhöhe des Gewölbes reichen für die Fenster der Südseite und durch ähnliche auf der entgegengesetzten Seite, die sich zwischen jene einschieben, durch Rippen an den Kanten der Ausschnitte, die vom Vereinigungspunkt einfach bis

*) Oder romanischen nach Boisserée, oder vorgothischen nach v. Rumohr.

**) Das Schloss Marienburg. S. 7.

zur andern Seite sich hinüberziehen, durch Rippen, die zwischen den Ausschnitten laufen, hat die Masse des einformigen Tonnengewölbes die grösste Leichtigkeit und Mannigfaltigkeit erhalten und ist, da es an den Mauern auf Kragsteinen aufsteht, einem Kreuzgewölbe ähnlich geworden*). In späteren Kirchen nehmen wir stets ein Kreuzgewölbe in Form von Spitzbogen wahr, deren Höhe aber nur ein wenig mehr als ihre halbe Breite beträgt, so dass sie bei nahe die Form eines Halbkreises darstellen. Das Gewölbe in dünnen Rippenvereinigungen ruht auf Kragsteinen, die an den Pfeilern oder den Mauern befindlich sind. Wer darf solche Gewölbe Werke der gothischen Baukunst nennen, wenn man nicht die Baukunst einer bestimmten Zeit unter diesem Namen begreift **)?

„Die Bauart, welche unter uns die gothische genannt wird, sagt v. Rumohr***), der sie lieber die germanische als die deutsche genannt wissen will, unterscheidet sich von den andern des Mittelalters durch die Anwendung von spitzzulaufenden Bogen, durch eine entschiedene Hinneigung zum Pyramidalen und Schanken sowohl im Hauptentwurf als in den Nebenformen, endlich auch durch eine grössere Eigenthümlichkeit in den Verzierungen aller Art****). (Beschluss folgt).

*) In Oberwesel ein gewölbter Gang, der von N. her in die Liebfrauenkirche führt, zeigt etwas ähnliches.

**) Daher der Widerspruch, wenn Schüler im Berliner Kunstblatt 1829. S. 47. vom Charakter der Bauwerke Danzigs sagt: „dass er in seinen Grundformen derselbe ist, wie ihn das Mittelalter überhaupt in seinen besten Bauhervorbringungen darstellt.“ Dagegen Kretschmer, der ebend. S. 112. die Domkirche in Marienwerder neben die Pfarrkirche in Danzig stellt, jene „ein herrliches im byzantinischen Geschmack errichtetes Gebäude“ nennt.

***) Italienische Forschungen, Berlin und Stettin 1831. III. S. 166.

****) In den alten preussischen Bauwerken kommen nie geschweifte Spitzbogen (wenn nicht in Holzschnitzarbeiten) nie Spitzgiebel über Spitzbogen, nie die Verzierung des sogenannten Frauenschuls vor.

Historische Uebersicht der bisherigen Abhandlungen über die Baukunst des Mittelalters.

(Beschluss.)

de Caumont. Histoire de l'art dans l'ouest de la France. 4me. partie Moyen Age. Architecture religieuse. Caen 1831.

Was für England Herr Britton ist, ist für das westliche Frankreich, hauptsächlich aber nur für die Normandie, Herr de Caumont. Wir treffen hier dieselbe genaue Kunde des Einzelnen, ja zum Theil eine noch umständlichere, da sie z. B. für das Departement Calvados bis zu vollständigster statistischer Kenntniss gesteigert, und hier wirklich als abgeschlossen zu betrachten ist. Von seiner Kenntniss der einzelnen historischen Daten darf man dasselbe erwarten, wenn sie auch hier noch nicht dargelegt ist, da Herr de Caumont künftig ein ausführlicheres Werk herauszugeben beabsichtigt. Die Resultate, zu denen er bisher gelangt ist, weichen von denen bei Britton nicht sehr ab, und sind kürzfolgende: — „Dem Zeitraume vom 5ten bis 10ten Jahrhundert gehören mehrere noch vorhandene rundbogige Bauten an, deren Bauart primitiver Romanischer Styl zu nennen ist. Vom 11. Jahrhundert an zeige sich ein grosser Aufschwung in der Architektur, zugleich mit byzantinischem Einflusse. Die Bauart dieser Zeit, von der in Frankreich noch viele und schöne Beispiele vorhanden seien, wird Sekundärer Romanischer Styl genannt. Seit dem Anfange des 12. Jahrhunderts werde allmählig der Spitzbogen an Stelle des Rundbogens gebraucht und hiedurch entstehe ein Romanischer Uebergangsstyl (*style roman de transition*) der bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts währt. Doch sei über diese Veränderung der Architektur noch nichts mit völliger Gewissheit zu sagen, indem einerseits manches darauf hindeute, dass die rundbogige Bauart theilweise, namentlich in den südlichen Gegenden, während des ganzen 12. Jahrhunderts und vielleicht bis ins 13. Jahrhundert hinein gebraucht wurde, andererseits aber auch Gründe angeführt worden, nach denen der Spitzbogen schon zu Ende des 11. Jahrhunderts in einer systematischen Anwendung erscheinen

soll, was aber sehr unwahrscheinlich sei. Vielmehr könne die Periode der Ausbildung des geordneten systematischen Spitzbogenstyls, wie er in den grossen Kathedralen und zahlreichen andern Gebäuden Frankreichs erscheint, etwa von 1160 — 1300 gesetzt werden. Der Name für diese Bauart ist *style ogival primitif*. Diesem folge von 1300 bis 1400 der *style ogival secondaire*, dann von 1400 bis 1480 der *style ogival tertiaire*, von 1480 bis 1550; endlich der *style ogival quataire*“— Von jedem einzelnen dieser angenommenen Stylarten sucht nun Herr de Caumont die Unterscheidungs-Merkmale anzugeben und zwar ebenfalls im Einzelnen, indem er die Betrachtung jedes Styls nach bestimmten Kategorien durchgeht wie z. B. Grundrissform, Technik, Pfeiler, Gesimse, Fenster, Gewölbe u. s. w. Solche atomistische Betrachtungsweise, die zum Theil auch Herr Britton, obschon in milderer Weise anwendet, kann Abhandlungen dieser Art zwar den Anschein einer äusserlich geordneten Methode verleihen, aber niemals wird sie im Stande sein, die Grundlage einer genügenden wissenschaftlichen Erkenntniss zu bilden. In der That aber scheint Herr de Caumont schon selbst diesen Mangel zu fühlen, denn in Bezug auf die Zeitfolge der Veränderungen wird er zu besorglichen Reflexionen veranlasst über die Schwierigkeit: „die ungleichmässigen Fortschritte der Kunst in Uebereinstimmung zu bringen mit dem gleichmässigen Gange der Zeit“ in Bezug auf die jedesmalige Art der Baukunst aber sieht er sich schon genöthigt auf den Lokal-Unterschied zwischen Normandie und Poitou hinzudeuten. — Das ist denn der erste noch furchtsame Schritt zur Erkenntniss des Unterschiedes von Bauschulen, eine Erkenntniss, welche mit erschöpfender statistischer Kunde durch das ganze Europäische Terrain hindurch geführt, schon für sich allein hinreichen kann, alle bisherigen Ansichten über die Baukunst des Mittelalters als gänzlich irrig zu erweisen.—

Das wichtigste indess und für die gesammte Kunstwissenschaft folgenreichste Endresultat einer umfassenden Erforschung der Baukunst des Mittelalters betrifft vornehmlich die Zeitbestimmungen d. h. die zeitliche Fixirung der einzelnen Bauwerke, der, gegen einander und gegen die Vorzeit, mehr oder weniger abgeschlossenen Bauschulen, und der allgemeinen Periode derjenigen mittelalterlichen Bauhätigkeit, welche sich in den vorhandenen Werken kund giebt. Diese, weder von Einzellnem noch von

Allgemeinem als etwas absolut Festem ausgehende; sondern nur auf einer gegenseitigen und allseitigen Bestätigung und Durchdringung sämtlicher Daten und Facten beruhende Bestimmung, die man den Chronologischen Abschnitt des wissenschaftlichen Systems nennen kann, wird in Form und Inhalt sehr verschieden sein von der bisherigen Chronologie, welche diesen Namen nicht verdient, da sie auch im besten Falle nur eine Sammlung historischer Daten ist, mit denen nur zuweilen einige nutzlose Spiegelfechtereien auf dem Wege partikulärer Discussion getrieben wurden. — Zwar sind auch auf diesem Wege verschiedene mehr oder weniger abweichende Ansichten entstanden, doch verschmelzen sie sich sämmtlich in dem festen durchaus allgemeinen Glauben:

dass die rundbogige Bauart des Europäischen Mittelalters, wie wir solche an den vorhandenen Gebäuden erkennen, sicher schon mit dem elften Jahrhundert beginne, die spitzbogige Bauart aber im zwölften Jahrhundert, also werden die Meinungsunterschiede geringerer Art nicht mehr in Betracht kommen, wo es sich darum handelt, diese gemeinschaftliche niemals angetastete Grundlage aller bisherigen Ansichten über die Kunst des Mittelalters als nichtig zu erweisen.

Und dennoch hat auch dieser Glaube, in Einer Beziehung wenigstens, schon seine Verächter gefunden, grade zu der Zeit, da er eben erst durch die Werke von Britton und de Caumont consolidirt wurde. Wir geben hier folgende Stelle aus dem Werke des letztern. (p. 230.)

„Les difficultés qui resultent de l'incertitude des dates et la contemporanéité apparente de certains monuments de styles dissemblables, ont porté quelques personnes à révoquer en doute tous les principes de chronologie monumentale, à remettre en question l'antériorité de l'architecture romane au style ogival, à renier en un mot, toutes les conséquences déduites des observations les plus rigoureuses.“

Was sollen wir dazu sagen? Hören wir erst die Antwort des Herrn de Caumont welche die Meinung jener Zweifler näher angiebt: *„Mais ce pyrrhonisme n'est nullement motivé par quelques faits exceptionnels qui feront seulement remonter un peu plus loin l'adoption de l'ogive en France, s'ils viennent à être prouvés; il ne peut en aucune manière*

infirmes une théorie qui se fonde sur un grand nombre de faits concordants.

Wir sehen also aus der erst angeführten Stelle, dass schon Zweifel rege geworden sind: ob auch nur im Allgemeinen gesagt werden könne, dass die vorhandenen spitzbogigen Gebäude später seien als die rundbogigen. — Aus der andern Stelle aber sehen wir, dass diejenigen, welche diese Zweifel aufwerfen, dennoch in Bezug auf das Zeitalter der Romanischen Baukunst die bisherige Meinung beibehalten. Daher hat Hr. de Caumont von seinem Standpunkte aus auch Recht, jene Zweifel von der Hand zu weisen, deren Urheber sicher nicht im Stande waren, sie mit deutlichen Gründen geltend zu machen. Aber dennoch hätte er, in Betracht der unsichern Haltung der eigenen Lehre, noch die mildere Ansicht hegen dürfen, dass kunsthistorische Wahrheiten wohl einer dunkeln vorschnelen Auffassung fähig sind, deren Richtigkeit nicht gleich durch eine wissenschaftliche Darstellung verbürgt werden kann. — Im Sinne dieser milden Ansicht mag hier wenigstens zum Schluss bemerkt werden, dass es schon seit Jahren Personen giebt, die vermöge einer leichtfertigen Ingeniosität Einiges vielleicht schon geahnt haben, von dem was der Verfasser dieses Aufsatzes, ohne von jenem Zweifel etwas zu wissen, auf dem langen Wege wissenschaftlicher Forschung sich zur Erkenntniss brachte.

Kunstliteratur.

Chronologie der Griechischen und Römischen Künstler bis zu Ablauf des fünften Jahrhunderts nach Christi Geburt. Nebst vorangehender Uebersichtstafel der Aegyptischen Kunst. Durch Friedrich von Bartsch, Custos an der K. K. Hofbibliothek. Wien, 1835. (Zu haben bei G. Gropius in Berlin).

Durch die Erscheinung dieser, aus 9 Tafeln bestehenden chronologischen Uebersicht wird einem schon seit längerer Zeit gefühlten Bedürfnisse auf erfreuliche Weise abgeholfen. Die Arbeit des Verfassers ist mit um so grösserem Danke anzuerkennen, als sie überall eine gewissenhafte Benutzung der

vorhandenen und anerkannten Archäologischen Werke bezeugt. Thiersch, Sillig und K. O. Müller sind vorzüglich benutzt worden, besonders sind Müller's Zeitangaben durchgehend zu Grunde gelegt, die abweichenden folgen jedem Künstler mit beigefügten Namen der drei genannten Autoren, so wie die aus andern Schriften entnommenen Stellen, eingeklammert nach. Bei der ägyptischen Tabelle sind vornehmlich die vermittelnden Zeitangaben Rosellini's benutzt, jedoch die abweichenden Jahreszahlen Champollion's und Seyffarth's hinzugefügt worden. Die äussere Einrichtung ist sehr zweckmässig. Die erste Tafel zerfällt in zwei Hauptcolumnen, von denen die erste die aegyptischen Königsdynastien, die zweite die Uebersicht der Kunstdenkmäler enthält. Auf den folgenden Tafeln sind stets drei Columnen angeordnet: die erste von diesen giebt eine Uebersicht der politischen Begebenheiten, die zweite eine Uebersicht der Literatur- und Culturgeschichte, die dritte, grössere; enthält die Namen und kurze Charakteristik der Künstler und ihrer Werke. Die Zwischencolumnen sind mit den Jahren der christlichen Zinsrechnung, den Olympiaden und den Jahren nach der Erbauung Roms versehen, und sind ebenfalls einer leichteren Uebersicht förderlich. F. K.

Kunstverein für die Rheinlande und Westphalen.

Die diesjährige General-Versammlung der Mitglieder und Verloosung der erworbenen Kunstwerke findet am 6. August statt. Diejenigen, welche in Berlin neu beitretend an derselben noch Theil zu nehmen wünschen, werden ersucht, sich deshalb bis zum 14. Juli bei Herrn George Gropius (Schlossplatz No. 1.) zu melden, indem an diesem Tage die dortige Liste geschlossen wird.

In Düsseldorf wird die Actienrolle erst am 30. Juli geschlossen, und werden daher diejenigen, deren Anmeldung und Beitrag bis zu diesem Tage bei der Verwaltung des Vereins eingeht, noch aufgenommen.

Düsseldorf im Juni 1835.

Der Secretair des Kunst-Vereins für die Rheinlande und Westphalen.